

Undercover Jüdin

*Eine Fallstudie zur Rekonstruktion jüdischer
Herkunft im Alpenraum*

Rita Kuonen

Hinweis zur Quellenlage

Alle in diesem Werk verwendeten Quellen – Kirchenbücher, Zivilstandsregister, Archivunterlagen, Datenbanken und wissenschaftliche Gutachten – wurden nach bestem Wissen und Gewissen ausgewertet. Die Darstellung folgt den Regeln historischer Quellenkritik: Lücken, Brüche und Unsicherheiten werden ausdrücklich benannt. Dieses Buch erhebt nicht den Anspruch, jede Frage endgültig zu beantworten, sondern dokumentiert die nachweisbaren Spuren jüdischer Herkunft der Familien Kuonen, Marty und ihrer Verbindungen. Wo Interpretationen vorgenommen werden, sind diese klar als solche erkennbar gemacht.

Bilder: Die Abbildungen in diesem Buch zeigen Originaldokumente – Kirchenbucheinträge, Zivilstandsregister, Volkszählungen, Holocaust-Akten, Schiffslisten und wissenschaftliche Einschätzungen. Jede Abbildung ist mit Quelle und Kontext versehen und dient als Beweisstück in der Rekonstruktion der jüdischen Herkunft der Familien Kuonen und Marty.

Copyright 2025 by: Rita Kuonen (geb. 1977)

Herstellung und Verlag: Bookmundo

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	7
Einleitung.....	9
1. Forschungsziel und Fragestellung.....	9
2. Methodik.....	13
3. Überblick über den historischen Rahmen.....	17
Kapitel 1 – Genealogische Grundlage.....	36
1.1 Überblick über die Familienlinien Kuonen und Marty.....	36
1.2 Die Linie Marty im Detail.....	39
1.3 Die Linie Kuonen im Detail.....	41
Kapitel 2 – Historische Kontextualisierung.....	45
2.1 Die schweizerischen Register.....	46
2.2 Die französischen Archive.....	48
Kapitel 3 – Methodik & Quellenanalyse.....	54
3.1 Die Kirchenbücher und Zivilstandsregister	54
3.2 Die französischen Verwaltungslisten.....	57
3.3 Die mündlichen Überlieferungen und ihre Brüche.....	59
Kapitel 4 – Rekonstruktion der Familiengeschichte...	62
4.1 Die Linie Marty.....	62
4.2 Die Linie Mathier.....	66
4.3 Die Linie Kuonen.....	69
4.4 Zusammenführung und Interpretation.....	71
Kapitel 5 – Identität und Erinnerung.....	73
5.1 Erinnerung als Rekonstruktion.....	73
5.2 Schweigen als Teil der Erinnerungskultur...	76
5.3 Individuelle und kollektive Erinnerung.....	79

5.4 Erinnerung und Verantwortung.....	81
Kapitel 6 – Quellenkritik und Grenzen der Forschung	82
6.1 Die Fragilität genealogischer Belege.....	82
6.2 Archivalische Brüche und politische Kontexte.....	84
6.3 Der Umgang mit mündlichen Überlieferungen.....	86
6.4 Genealogische DNA-Analysen.....	88
6.5 Der Umgang mit Schweigen und Lücken....	90
6.6 Vergleich von Schweizer und französischen Quellenpraktiken.....	91
Kapitel 7 – Identität und Erinnerung.....	93
7.1 Familiengedächtnis und kollektives Schweigen.....	93
7.2 Zwischen individueller und kollektiver Identität.....	96
7.3 Erinnerung als Widerstand.....	99
7.4 Erinnerung im transgenerationellen Kontext	101
7.5 Sprache und Schweigen als Gedächtnisform	103
7.6 Rituale und materielle Zeichen.....	105
7.7 Familiengedächtnis und Forschung.....	107
Kapitel 8 – Ergebnisse der Untersuchung.....	109
8.1 Ergebnisse der Linie Marty.....	112
8.2 Ergebnisse der Linie Mathier.....	116
8.3 Ergebnisse der Linie Kuonen.....	118

8.4 Zusammenführung der Linien.....	120
8.5 Schlussfolgerungen.....	123
Kapitel 9 – Identität und Erinnerung.....	125
9.1 Erinnerung als Familienpraxis.....	125
9.2 Individuelle Erinnerung und kollektives Gedächtnis.....	127
9.3 Erinnerung als Schweigen und Lücke.....	129
9.4 Erinnerung im transgenerationalen Kontext	132
9.5 Erinnerung im öffentlichen Raum.....	135
9.6 Zwischen privatem und kollektivem Gedächtnis.....	137
9.7 Identität im Spiegel der Archive.....	141
9.8 Methodische Reflexion.....	145
9.9 Erinnerung zwischen Dokument und Erzählung.....	148
Kapitel 10 – Synthese und Schlussfolgerungen.....	152
10.1 Zusammenführung der Befunde.....	152
10.2 Reflexion methodischer Grenzen.....	155
10.3 Persönliche Standortbestimmung.....	156
10.4 Schlussfolgerungen für die weitere Forschung.....	158
10.5 Epilog – Erinnerung und Verpflichtung. .	160
Danksagung.....	163
Literatur.....	165
Über die Autorin.....	168

Vorwort

Ich werde oft gefragt, wonach ich eigentlich suche. Weshalb ich nicht bleibe, wo ich anfangen. Warum ich Religionen betrete wie Räume, mich darin umschaue, weitergehe – und es doch ernst meine. Eine endgültige Antwort gibt es nicht. Vielleicht suche ich Heimat. Vielleicht suche ich nur einen Ort, an dem alles Sinn ergibt.

Ich war Christin, weil ich hineingeboren wurde. Muslimin, weil ich nach Wahrheit, Orientierung und Klarheit strebte. Immer aufrichtig, immer überzeugt. Doch all die Jahre, in all den Büchern, Gesprächen und Gebeten, fehlte mir eine entscheidende Information: dass ich jüdischer Herkunft bin.

Nicht aus Sehnsucht, nicht aus dem Wunsch, dazuzugehören. Ich wusste es einfach nicht. Niemand hatte es mir erzählt. Nicht meine Mutter. Nicht meine Großmutter. Wenn jemand es wusste, schwieg er. Die Spur war nicht gelöscht, aber sorgfältig überdeckt – mit Taufregistern, katholischer Pflicht und äußerer Anpassung. Erst spät entdeckte ich sie – und hielt sie fest, zögernd, doch entschlossen.

Als mir die Herkunft bewusst wurde, begann der eigentliche Kampf. Ich wandte mich an Synagogen, bat um Gespräche, um Zugang zu dem, was ich nie

lernen durfte. Nicht um Anerkennung. Um Wissen. Um Verständnis. Die Antwort war Schweigen, Ablehnung – oder gar keine Reaktion.

Wie kann man behaupten: „Du bist es nicht“, wenn die Fakten anderes zeigen? Wie soll ich „beweisen“, was man mir nie mitgeteilt hat?

Dieses Buch ist keine Rechtfertigung und kein Bekenntnis. Es ist ein Widerspruch gegen die Fremddefinition. Es ist die Dokumentation einer Herkunft, die auch meine Tochter in sich trägt – ein stilles Erbe, für das sich niemand entschuldigen muss. Es ist keine Anleitung zur Konversion, kein religiöses Manifest. Es ist eine Fallstudie. Eine wissenschaftlich belegte Rekonstruktion einer jüdischen Familiengeschichte, die man uns absprechen wollte.

Einleitung

1. Forschungsziel und Fragestellung

Ich habe gelernt, dass Forschung manchmal dort beginnt, wo man es am wenigsten erwartet – mitten in der eigenen Geschichte. Nicht in den großen Archiven, nicht in den Bibliotheken, sondern in einer Kiste mit vergilbten Fotos, in einer handschriftlichen Notiz am Rand eines Kirchenbuchs, in einem Grabstein, der etwas nicht zeigt, was alle anderen zeigen.

Mein Ziel ist klar und doch vielschichtig: Es geht darum, eine Herkunft zu rekonstruieren, die im offiziellen Gedächtnis nicht existiert. Eine Herkunft, die nicht durch Bekenntnisse überliefert wurde, sondern durch Lücken, durch Abwesenheiten, durch das, was nicht gesagt wurde. Ich will diese Lücken nicht mit Fantasie füllen, sondern mit überprüfbaren Belegen – Dokumente, Zeugnisse, genetische Daten – und sie in den historischen Kontext einordnen.

Die Leitfrage ist so einfach formuliert, dass sie fast harmlos wirkt: **Lässt sich die jüdische Herkunft der Familien Kuonen und Marty, meiner eigenen Familie, anhand von Quellen eindeutig nachweisen?** Doch diese Frage öffnet sofort weitere:

- Wie lebten jüdische Familien in katholisch geprägten Regionen, in denen es keine Synagoge, keine Gemeinde, keinen offiziellen Raum für jüdisches Leben gab?
- Welche Strategien nutzten sie, um zu überleben – und welche Spuren hinterließen diese Strategien in den Registern, den Erzählungen, den Friedhöfen?
- Und schließlich: Wie verlässlich sind genealogische und genetische Methoden, wenn man über Generationen hinweg auf Schweigen, Verdrängung oder bewusste Anpassung stößt?

Dieses Buch ist der Versuch, Antworten zu finden, ohne die Fragen kleiner zu machen, als sie sind. Es ist eine Suche nach Beweisen, aber auch nach Mustern – in Akten, in Namen, in wiederkehrenden Auslassungen. Es ist der Versuch, eine unsichtbare Linie sichtbar zu machen und zu verstehen, wie eine Identität gleichzeitig verschwinden und bestehen kann.

Ich schreibe nicht aus der Distanz einer neutralen Forscherin, die auf fremde Daten blickt. Ich bin Teil des Materials, das ich untersuche. Meine eigenen Dokumente liegen auf dem Tisch neben mir. Meine eigenen Familiennamen stehen in den Archiven, mal klar lesbar, mal in Schreibvarianten, die so tun, als

gehörten sie woanders hin. Ich bin zugleich Beobachterin und Beobachtete.

Und so beginnt die Arbeit an dieser Frage nicht in einer sauberen Forschungslogik, sondern in einem persönlichen Riss: einer Diskrepanz zwischen dem, was mir erzählt wurde, und dem, was sich in den Dokumenten abzeichnet.

Ich weiß, dass der Preis für diese Nähe zum Untersuchungsgegenstand hoch ist. Jede Akte, die ich öffne, ist nicht nur ein Stück Forschung, sondern ein Spiegel. Jeder Name, den ich finde, könnte mein eigener Vorfahr sein. Jedes fehlende Kreuz auf einem Grabstein, jede Lücke in einer Liste sind nicht nur ein Detail für eine Fußnote, sondern ein Hinweis auf das Leben meiner Familie – auf Entscheidungen, die unter Druck getroffen wurden, auf Anpassung oder Widerstand.

Diese doppelte Rolle – Subjekt und Objekt – zwingt mich zu einer besonderen Sorgfalt. Ich kann mich nicht auf bloßes Erzählen verlassen, so sehr es mich manchmal in die erste Person zieht. Jede Aussage, jeder Schluss muss durch Quellen abgesichert sein: durch Einträge in Kirchenbüchern, Bestätigungen von Zivilstandsämtern, historische Gutachten und, wo möglich, genetische Daten. Die persönlichen Erinnerungen sind nicht ausgeschlossen, aber sie treten hinter die Belegbarkeit zurück. Sie liefern den

Ausgangspunkt, nicht den Beweis.

Die historische Forschung zu jüdischem Leben im Alpenraum ist fragmentarisch. Für städtische Zentren wie Basel, Genf oder Zürich gibt es Archivmaterial, Gemeindebücher und umfangreiche Forschungsliteratur. Aber für kleine, katholisch geprägte Täler wie das Wallis – und erst recht für Orte ohne Synagoge oder organisierte Gemeinde – bleiben die Spuren dünn. Dort, wo Juden dennoch lebten, wurden sie nicht als Teil einer sichtbaren Gemeinschaft erfasst, sondern oft über die gleichen Verwaltungswege wie die christliche Bevölkerung – und diese Wege verschleiern mehr, als sie zeigen.

Genau hier setzt meine Untersuchung an. Sie folgt dem, was übrig geblieben ist: Verwaltungsakten, in denen ein jüdischer Name zwischen katholischen Taufen auftaucht. Standesregister, in denen ein Vorfahr ohne Religionsvermerk erfasst wird. Friedhöfe, auf denen ein Stein schweigt, wo andere sprechen. Archive in Frankreich, die Listen aus der Vichy-Zeit aufbewahren, in denen Namen meiner Familie als „Juif“ markiert sind – nicht wegen ihres Glaubens, sondern wegen ihrer Herkunft.

Diese Arbeit ist deshalb nicht nur genealogische Rekonstruktion, sondern auch eine Untersuchung der Mechanismen, die jüdisches Leben unsichtbar machten, ohne es vollständig auszulöschen. Sie fragt

danach, wie sich Identität unter strukturellem Druck verändert – und wie sie sich in Fragmenten erhalten kann, die Jahrzehnte später wieder zusammengesetzt werden.

2. Methodik

Zeitliche und geografische Eingrenzung

Die Arbeit an dieser Untersuchung folgt keinem linearen Pfad. Sie beginnt nicht in einem einzigen Archiv und endet nicht mit einer abschließenden Urkunde, die alles bestätigt. Stattdessen bewegt sie sich wie ein Netz – von einer Quelle zur nächsten, von einem Hinweis zum nächsten, manchmal zurück, oft in Schleifen. Ich habe früh verstanden, dass die Wahrheit in meinem Fall nicht in einem einzigen Dokument liegt, sondern im Zusammenspiel vieler scheinbar unscheinbarer Fragmente.

Ich arbeite auf drei Ebenen: genealogisch, archivalisch und genetisch. Die genealogische Ebene folgt den Linien meiner Familie zurück, soweit die Quellen tragen – von den jüngsten Einträgen in Schweizer Zivilstandregistern über Kirchenbücher bis zu französischen Verwaltungslisten aus der Zeit des Vichy-Regimes. Dabei notiere ich nicht nur Namen und Daten, sondern auch Lücken, Abweichungen in

der Schreibweise, plötzliche Verschiebungen in der Ortsangabe – denn oft verraten gerade diese Unregelmäßigkeiten mehr als eine sauber geführte Reihe von Geburts- und Heiratseinträgen.

Die archivalische Ebene ist langsamer, aber tiefer. Sie reicht in verschiedene Länder: in die Gemeinderegister des Wallis, in die kantonalen Archive, in das Départementalarchiv von Gap in den französischen Alpen. Sie nutzt sowohl öffentliche Datenbanken – etwa das Mémorial de la Shoah – als auch nicht digitalisierte Bestände, die nur vor Ort einsehbar sind. Viele dieser Dokumente sprechen eine nüchterne Verwaltungssprache. Und doch lese ich sie mit einem anderen Blick: nicht nur als Listen, sondern als verdichtete Spuren von Leben, die in ihrer knappen Form genau das zeigen, was die Betroffenen selbst oft nicht öffentlich sagen konnten.

Quellenkritik und Umgang mit Widersprüchen

Die genetische Ebene ist die Jüngste in dieser Arbeit. Sie bietet keine absoluten Antworten, aber sie schafft ein weiteres Puzzlestück. DNA-Tests, die spezifische Marker auf jüdische Herkunft hinweisen, sind kein Ersatz für historische Belege. Doch in Kombination mit archivalischen und genealogischen Daten können sie Hinweise verstärken oder infrage stellen. Sie sind besonders wertvoll, wenn sich die schriftliche

Überlieferung durch Assimilation oder Zerstörung verflüchtigt hat.

Diese drei Ebenen ergänzen sich und korrigieren einander. Wo die Archive schweigen, kann eine genetische Übereinstimmung ein neues Suchfeld öffnen. Wo die DNA vage bleibt, kann ein Kirchenbucheintrag Klarheit bringen. Und wo beide keine eindeutige Antwort geben, wird die genealogische Spurensuche zu einem Werkzeug, das nicht nur Verwandtschaftsbeziehungen abbildet, sondern auch Migrationsbewegungen, Heiratsmuster und die unsichtbaren Grenzen einer Gemeinschaft.

In dieser Arbeit gilt jede Quelle als Teil eines Mosaiks. Kein Fragment steht für sich, aber jedes trägt dazu bei, das Bild zu vervollständigen.

Neben den schriftlichen und genetischen Quellen spielt auch die mündliche Überlieferung eine Rolle. Sie ist in meiner Familie nicht reich an Geschichten, sondern an Pausen. An Sätzen, die abrupt enden. An Andeutungen, die im Raum stehen bleiben und Jahre später noch nachhallen. Ich sammle solche Bruchstücke nicht, um sie unkritisch zu übernehmen, sondern um sie als Ausgangspunkte zu prüfen. Wenn meine Großmutter einen Namen nennt, ohne ihn einzuordnen, oder wenn ein Verwandter beiläufig sagt: „Das war keiner von hier“, ist das kein Beweis – aber es ist ein Hinweis, der mich zu Archiven oder

Grabsteinen führen kann.

Ich behandle diese Erzählungen wie historische Artefakte: Sie haben eine Form, einen Kontext, eine Geschichte ihrer eigenen Weitergabe. Sie können verzerrt sein, verschwiegen, verschoben – und gerade darin liegt oft ihre Bedeutung. Denn Schweigen ist in der Familienüberlieferung nicht das Gegenteil von Information, sondern manchmal der deutlichste Beleg dafür, dass etwas verborgen bleiben sollte. Mein methodischer Anspruch ist es, dieses Schweigen nicht zu füllen, sondern es zu umkreisen, bis die fehlenden Teile in den Akten, den Registern oder den historischen Gutachten sichtbar werden.

Ethische Überlegungen

Diese Arbeit bewegt sich in einem Spannungsfeld zwischen persönlicher Betroffenheit und wissenschaftlicher Distanz. Viele der Personen, über die ich schreibe, sind Teil meiner eigenen Familie. Einige leben noch, andere haben Nachkommen, die mit der Vergangenheit, die ich erforsche, unterschiedlich umgehen. Deshalb ist jeder Fund nicht nur eine historische, sondern auch eine persönliche Information. Ich gehe damit so um, wie ich mit empfindlichen Archivquellen umgehe: behutsam, respektvoll und mit der Abwägung, ob eine Veröffentlichung dem Verständnis der Geschichte

dient oder unnötig in die Privatsphäre eingreift. Wo es möglich ist, anonymisiere ich Angaben zu lebenden Personen oder verzichte auf Details, die keinen direkten Bezug auf die Forschungsfrage haben. Gleichzeitig ist mir bewusst, dass Verschweigen auch eine Form der Verzerrung sein kann – und dass historische Wahrheit oft nur im Licht vollständiger Information sichtbar wird. In dieser Balance zwischen Offenlegung und Schutz bewege ich mich bei jedem Schritt.

3. Überblick über den historischen Rahmen

Jüdisches Leben im Alpenraum

Jüdisches Leben im Alpenraum war stets von einer besonderen Mischung aus Isolation, Anpassung und Durchlässigkeit geprägt.¹ Die geografische Lage dieser Regionen – hoch gelegene Täler, schwer zugängliche Pässe, klimatisch oft rau – wirkte jahrhundertlang wie ein natürlicher Filter für den Zuzug.² Während in urbanen Zentren wie Zürich, Basel oder Lyon jüdische Gemeinden mit klaren Strukturen, eigenen Synagogen

1 Überblickswerk zur jüdischen Geschichte in den Alpen, z. B. Pierre Savy (Hrsg.), *Juifs et chrétiens dans les Alpes*, 2016.

2 Geografische Beschreibungen in historischen Alpenlexika oder topografischen Kartenwerken (Bundesamt für Landestopografie, Historische Karten 18.–19. Jh.).